

Die Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis als „White Man’s Burden“?

Kultureller Rassismus im Diskurs über wissenschaftliches Fehlverhalten¹

Felicitas Heßelmann

Beitrag zur Veranstaltung »Institutioneller Rassismus an der Hochschule« der Sektionen Biographieforschung / Frauen- und Geschlechterforschung

They see me rollin'
They hatin',
Patrollin' and tryna catch me ridin' dirty
Hakeem Seriki

Einleitung

Wissenschaft und Rassismus haben eine lange gemeinsame Geschichte: Von der Erfindung der „Rasse“ durch europäische Naturforscher und Anthropologen (Müller-Wille 2014: 598) bis zum (scheinbaren) Nachweis von „Rassen“ durch Methoden moderner Genetik (Duster 2005; Skinner 2006) diente Wissenschaft oft genug als Legitimation für rassistische Denkmuster, die ihrerseits wiederum die Wissenschaft sowohl epistemisch als auch sozial prägten. „Rasse“ spielte damit nicht nur bei der Ordnung wissenschaftlicher Gegenstandsbereiche eine zentrale Rolle (Müller-Wille 2014), sondern gerade auch bei der Eingrenzung der scientific community auf europäische, weiße, wohlhabende Männer, wie die Angehörigen der englischen „Gentility“ (Shapin 1994: 42 ff.) oder der „Republic of Letters“ (Mayhew 2005). Der epistemische Einfluss eines wissenschaftlichen Rassismus ist spätestens seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges erkennbar zurückgegangen (Müller-Wille 2014: 599), gleich-

¹ Ich danke Verena Graf für ihre Unterstützung bei der Datenerhebung, Natascha Trutzenberg für die gründliche Lektüre des Manuskripts sowie Martin Reinhart und Felix Maas, und den Teilnehmer/-innen des Panels „Institutioneller Rassismus an der Hochschule: Intersektionale Perspektiven auf die ‚unternehmerische Hochschule‘“ für konstruktive Anregungen.

zeitig begann ebenfalls eine Internationalisierung der Wissenschaft, in deren Verlauf eine Öffnung der wissenschaftlichen Community für bisher marginalisierte Gruppen zumindest zunehmend gefordert wurde (zum Beispiel Wallerstein 1996).

Der vorliegende Beitrag fragt nun nach den aktuellen sozialen Inklusions- und Exklusionstendenzen in der (deutschen) Wissenschaft. Dabei sollen vor allem die Ausschlüsse im Vordergrund stehen, die im speziellen Diskurs über wissenschaftliches Fehlverhalten produziert und legitimiert werden. Wissenschaftliches Fehlverhalten als Devianz und als soziales Problem kann als Kristallisationspunkt betrachtet werden, an dem sich nicht nur Verhandlungen über akzeptables Verhalten und seine Grenzen, sondern insbesondere auch über die Grenzen der Gemeinschaft und die Frage nach sozialer Zugehörigkeit bündeln. Die Verhandlung von Kriminalität und Devianz ist geradezu eine klassische Stätte für die Produktion von Ausschlüssen: „It is a criminology of the alien other which represents criminals as dangerous members of distinct racial and social groups which bear little resemblance to ‘us’.“ (Garland 1996: 461) Fehlverhalten ist gleichzeitig auch ein Thema, das momentan große Aufmerksamkeit genießt. Steigende Zahlen zurückgezogener Artikel (Grieneisen, Zhang 2012) und immer mehr öffentlich erhobene skandalträchtige Vorwürfe lassen den Eindruck entstehen, das Problem hätte ein bisher nicht gekanntes Ausmaß erreicht und würde aktuell noch weiter zunehmen. Tatsächlich lässt sich nur schwer feststellen, inwiefern die Häufigkeit von Fehlverhalten generell zugenommen hat, oder inwiefern eine gestiegene Aufmerksamkeit nur dazu geführt hat, dass Fälle häufiger entdeckt werden. Gesicherte Erkenntnisse über das Auftreten, die Ursachen und die Folgen von Fehlverhalten sind rar.

Gerade in dieser von relativer Unklarheit und spärlichen Informationen gekennzeichneten Situation entfalten die zahlreichen Diskussionen, die sich dem vermuteten Ausmaß und den vermuteten Ursachen von Fehlverhalten widmen, einen besonderen Einfluss. Wie auch bei anderen Erklärungsmustern für soziale Probleme, die in politischen Diskursen und öffentlichen Auseinandersetzungen entwickelt und diskutiert werden, muss hier davon ausgegangen werden, dass die Identifizierung der tatsächlichen Ursachen gar nicht das Ziel solcher Auseinandersetzungen darstellt, sondern dass soziale Zugehörigkeit und moralische Bewertung die eigentlichen Aushandlungsgegenstände sind: „Finding the true or ultimate cause of harms [...] is not what is at issue. Rather, the fight is about locating moral responsibility and real economic costs on a chain of possible causes.“ (Stone 1989: 297) Häufig dient die Zuweisung von Schuld und Verantwortung dabei der Aufrechterhaltung von Herrschaftsverhältnissen (Stone 1989: 296). Dies kann insbesondere dann beobachtet werden, wenn bestimmte Gruppen für soziale Probleme verantwortlich gemacht werden und diese Verantwortungszuweisung mit anderen Ausschließungen und Marginalisierungen zusammenfällt.

Im Fall der Ursachenerzählungen über wissenschaftliches Fehlverhalten lässt sich genau eine solche Bündelung von Ausschließungen beobachten. Zentrale Annahme dieser Erzählung ist die These, Fehlverhalten sei in erster Linie ein Problem fremder, wenig entwickelter Wissenschaftskulturen und würde beispielsweise im deutschen Wissenschaftssystem generell seltener auftreten und dann auch hauptsächlich von nichtdeutschen Wissenschaftler/-innen begangen werden. Damit werden erkennbar spezifische Ein- und Ausschlüsse aus dem Wissenschaftssystem verhandelt, die bereits vorhandene, insbesondere rassistische, Ausschlüsse legitimieren und verstärken. Konkret zeigen sich hier Überschneidungen mit kulturellem Rassismus (Fanon 1969: 32f.; Volpp 1996: 1600 ff.), die der aktuelle Beitrag in den Blick nehmen will.

Kultureller Rassismus

Der Begriff kultureller Rassismus (Fanon 1969: 32f.; Volpp 1996: 1600 ff.), auch kultureller Fundamentalismus (Stolcke 1995) oder differentialistischer Rassismus (Taguieff 2001: 212; Balibar 2007: 85), bezeichnet eine Verschiebung in rassistischen Diskursen, die etwa seit Ende des Zweiten Weltkrieges zu beobachten ist. Dabei wird der Begriff "Rasse" (oder Ethnie) zunehmend durch den der Kultur ersetzt (Balibar 2007; Lentin 2005; Stolcke 1995), der sich gegenüber dem mittlerweile als politisch unkorrekt wahrgenommenen Begriff "Rasse" als „disarmingly ‚friendly“ (Strathern 1995: 16) präsentiert. Mit dieser Begriffsverschiebung geht eine Veränderung der theoretischen Grundannahmen einher: Anders als beim klassischen Rassismus wird hier nicht länger eine biologische Differenz zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen zugrunde gelegt (Fanon 1969: 32; Stolcke 1995: 8), stattdessen wird von unterschiedlichen Kulturen oder Kulturkreisen gesprochen, die jeweils bestimmten Orten oder Regionen zugeordnet sind (Stolcke 1995: 4) und durch Sozialisation erworben werden. Diese Kulturen werden vordergründig als unterschiedlich, aber dennoch gleichwertig dargestellt (Taguieff 2001: 212). Tatsächlich wird die Differenz der Kulturen auch in diesem Diskurs erkennbar als Hierarchie gedacht (Fitzpatrick 1995: 15; Gilroy 2012: 385). Auch kultureller Rassismus beruht auf einer grundsätzlichen und essentialistischen Unterscheidung zwischen „uns“ und den „anderen“ (Stolcke 1995: 7f.), wobei Kultur als homogene, deterministische Einheit objektiviert wird (Fanon 1969: 35). Kultur wird re-naturalisiert, wie sich in Begriffen wie „(Kultur)erbe“, „Tradition“, oder „kulturelle Wurzeln“ zeigt (Balibar 1991: 57), wodurch wie im klassischen Rassismus letztlich auch hier Zugehörigkeiten wieder als angeboren, vererbt und verkörpert gelten (Balibar 2007:85; Durrheim und Dixon 2000: 95; Rattansi 2011: 113 ff). Der „Westen“ wird von einem als unterlegen und rückständig gedachten „Rest“ (Hall 1992) abgegrenzt, den es auf Distanz zu halten gilt. Zentrale Annahme des kulturellen Rassismus ist die Forderung, unterschiedliche Kulturen müssten separat gehalten werden (Balibar 2007: 84; Durrheim und Dixon 2000: 95; Stolcke 1995: 4), da Kontakt zwischen Kulturen unweigerlich zu Chaos und Unordnung führen würde. Menschen wird die generelle Tendenz unterstellt, fremden Kulturen ablehnend gegenüberzustehen (Balibar 2007: 85; Durrheim und Dixon 2000: 100f.), wodurch interkulturelle Begegnungen zwingend zu sozialen Konflikten führen würden. Dementsprechend lehnt der kulturelle Rassismus auch gezielte Maßnahmen der kulturellen Begegnung oder gar der Desegregation als Bedrohung einer als natürlich gedachten Ordnung ab (Durrheim und Dixon 2000: 105f.; Goldberg 1998: 22).

Im Kontext der Narrative über wissenschaftliches Fehlverhalten lässt sich nun fragen, welche Bezüge zwischen dem aktuellen Diskurs über Fehlverhalten und (kultur)rassistischen Grundannahmen bestehen und wie Zugehörigkeiten über den Begriff der Kultur konstruiert werden.

Daten und Methoden

Grundlage der folgenden Analyse bilden 31 teilstandardisierte Experteninterviews mit Personen, die mit der Aufdeckung und Sanktionierung von wissenschaftlichem Fehlverhalten befasst sind. Das Sample setzt sich aus zehn Zeitschriftenherausgebern, drei Wissenschaftsverlagen, einem Zeitschriftendachverband, elf Universitätsangehörigen, drei außeruniversitären Forschungsinstituten, drei Förderorganisationen und dem Ombudsman der deutschen Wissenschaft zusammen. Die Interviews wurden hauptsächlich auf Deutsch, in sechs Fällen auf Englisch geführt. Die meisten Interviewten waren Deutsche, einige stammten aus anderen europäischen Ländern.

Für die Analyse wurden alle Passagen identifiziert, die sich mit Gründen für Fehlverhalten auseinandersetzen, und der Ursachenerzählung „Kulturelle Differenzen“ (57 Passagen), „Publish or Perish“ (32 Passagen) oder beiden (20 Passagen) zugeordnet. Diese Passagen wurden in Anlehnung an Reiner Kellers Methode der Diskursanalyse (Keller 2007a; Keller 2007b) zunächst durch mehrere Lesedurchgänge auf bestimmte Schlüsselmotive hin untersucht, anschließend wurden ausgewählte Passagen sequenzanalytisch ausgewertet (Maiwald 2005). Bei diesem Analyseschritt standen insbesondere Handlung, Figuren und unterschiedliche Räume der Narration im Vordergrund (Viehöver 2011).

Merkmale von Wissenschaftskulturen

Die erste Ursachenerzählung zur Erklärung von wissenschaftlichem Fehlverhalten ist zentral durch die Unterscheidung eines „westlichen Wissenschaftskreises“ (Zeitschrift 3: 137), der in erster Linie (west)europäische und nordamerikanische Länder umfasst, und einem als anders beschriebenen, übrigen Wissenschaftsraum gekennzeichnet, dem primär südamerikanische und asiatische Länder zugeordnet werden. Westliche Wissenschaft gilt dabei als besonders leistungsfähig, fortschrittlich und innovativ, während der globale Süden der Wissenschaft als rückständig und wenig produktiv beschrieben wird. Gleichzeitig wird dem globalen Süden ebenfalls unterstellt, besonders anfällig für wissenschaftliches Fehlverhalten zu sein:

„Und da kommen natürlich alle Arten von Fehlverhalten vor. Manches natürlich bewusst und manches unbewusst, weil eben durch den starken Zustrom von Autoren aus Asien, die bei vielen von unseren Zeitschriften bis 30 Prozent der Einreichungen ausmachen, dort gibt es eine ganz andere Kultur, dort gibt es eine ganz andere ... also die, die ... man kann es einfach brutal sagen: Die sind an vielen Stellen noch nicht so weit [...].“ (Verlag 2: 18)²

Dieses Zitat illustriert, wie Kultur zum zentralen Angelpunkt und Marker von Andersartigkeit gemacht wird, wobei der Begriff der Kultur selbst jedoch ausgesprochen vage bleibt. Im Folgenden soll daher zunächst rekonstruiert werden, wie einerseits der Begriff der Kultur im Kontext der Narration definiert wird, um anschließend darauf einzugehen, wie diese Konstruktion von Kultur mit Othering, Abwertung und Deviantisierung verknüpft wird.

Als ein erstes zentrales Merkmal von Wissenschaftskultur lässt sich (Wissenschafts)sprache identifizieren. In der Ursachenerzählung wird der Westen insbesondere durch den gemeinsamen Gebrauch von Englisch als wichtigster Publikationssprache charakterisiert:

„Klar, wir sind eine internationale Zeitschrift. Wir publizieren ja fast nur auf Englisch. Und wir haben weltweit ... wir arbeiten weltweit mit Autoren zusammen. Und die meisten unserer Autoren sind gar nicht aus Deutschland. Klar, wir ... das ist ja kein, praktisch kein Unterschied.“ (Zeitschrift 3: 135)

Englisch als gemeinsame Wissenschaftssprache sichert nach der Argumentation des Diskurses dabei eine reibungslose Kommunikation zwischen den einzelnen Wissenschaftler/-innen des Westens und sorgt für gegenseitige Vernetzung und Austausch. Ins Auge fällt hierbei, dass Englisch zunächst als

² Um eine höhere Nachvollziehbarkeit der Analyse zu gewährleisten, werden alle Interviewausschnitte in ihrer jeweiligen Originalsprache wiedergegeben, auf eine Übersetzung englischer Passagen ins Deutsche wird verzichtet.

„weltweit“ verbreitete Wissenschaftssprache bezeichnet wird. Tatsächlich wird jedoch an anderen Stellen des Diskurses deutlich, dass diese „Welt“ hauptsächlich den Westen bezeichnet. Der globale Süden hingegen wird mit der Verwendung anderer, oftmals als schwierig und exotisch beschriebener Sprachen identifiziert, die zur Behinderung von Kommunikation und Informationsflüssen und zu einer gewissen Provinzialität der entsprechenden Wissenschaftskulturen führen und zu deren Rückständigkeit beitragen. Gleichzeitig wird unterstellt, Wissenschaftler/-innen aus Ländern des globalen Südens hätten besondere Schwierigkeiten mit der englischen Sprache:

„Ja, also da habe ich schon erlebt, dass wenn mir Mitarbeiter / Mitarbeiterinnen so eine erste Fassung ihrer, ihrer Doktorarbeit oder Einleitung gegeben haben und ich gedacht habe, komisch, das ... der Stil wechselt hier irgendwie auf Seite 5 und dann auf Seite 10 wieder, und das war aber in der Regel bei Ausländern, die dann in Englisch geschrieben haben und auf Nachfrage, ob das möglicherweise jetzt wörtlich übernommen ist, hieß es, ja, aber das ist dann ... mein Englisch ist nicht gut genug und ... ne? Also dieses Übliche.“ (Ombudsperson Universität 5: 97)

Hier wird unterstellt, „Ausländer“ wären weniger dazu in der Lage, englische Texte zu verfassen, und würden daher öfter auf Copy-and-paste bei der Manuskripterstellung zurückgreifen. Eine solche Unterstellung übersieht dabei natürlich, dass Englisch auch für deutsche Mitarbeiter/-innen, die hier als Gegenkategorie zu „Ausländern“ impliziert werden, eine Fremdsprache darstellt, die mehr oder weniger gut beherrscht werden kann. Damit wird hier eine als selbstverständlich angenommene Nähe zwischen (west)europäischen Sprachen und Englisch suggeriert, während nicht-europäische Sprachen als besonders fremd oder anders charakterisiert werden. Vielfältige Sprachen innerhalb und außerhalb Europas werden damit entlang der Grenze zwischen westlicher und restlicher Wissenschaft dichotomisiert und erzeugen so eine scheinbar eindeutige Grenze zwischen „uns“ und den „anderen“, die sowohl die bestehende Heterogenität innerhalb der jeweiligen Kategorien als auch die bestehende Ähnlichkeit zwischen den Kategorien unterschlägt.

Als zusätzliches Merkmal von Kultur in diesem Diskurs lassen sich Werte und Normen ausmachen, zu denen insbesondere die Regeln guter wissenschaftlicher Praxis gehören:

„Weil die Leute, die bei uns sind, zwar aus unterschiedlichen Ländern kommen, aber insgesamt sehr stark im Grunde einer angelsächsisch geprägten Scientific Community angehören, ja, das heißt also, wir publizieren alle sehr, sehr viel auf Englisch. Und das heißt also, die Publikationsorgane, in denen wir uns selber bewegen, sind eben von bestimmten Codes an der Stelle geprägt, die denke ich eher international als alles andere sind.“ (Zeitschrift 10: 178)

Abermals wird hier Sprache als Merkmal von Gemeinsamkeit und als Voraussetzung von Austausch und letztlich Gemeinschaftsbildung angeführt. Diese Gemeinschaft wiederum ist insbesondere durch geteilte „Codes“ und Vorstellungen wissenschaftlicher Redlichkeit gekennzeichnet. Meist werden diese Regeln als implizit beschrieben, sie gelten als hochgradig internalisiert und als beinahe naturalisierte Moralvorstellung, die alle Wissenschaftler/-innen des Westens selbstverständlich teilen. Normen und Regeln im wissenschaftlichen Süden hingegen werden als fundamental anders und fremd beschrieben:

„Also ich denke, es hat natürlich schon zugenommen, [...] weil eben sehr viele jetzt in dem Kreislauf sind, die einfach die, die Benimmregeln nicht kennen. Also ich meine, das ist wie mit der Straßenverkehrsordnung. Also ich sage immer, die eine Kultur fährt halt rechts und die andere fährt links. Und wenn die jetzt dann irgendwie zusammenkommen, dann kann es sein, dass eben zwei Kulturen sehr gut geordnet waren und

die, die Systeme in sich haben, haben gut funktioniert, und wenn die zusammenkommen, dann entsteht halt erst mal Chaos, je nachdem.“ (Verlag 2: 44)

Insbesondere in Bezug auf unterschiedliche Regeln findet eine Überführung von Differenz in Devianz statt (Capdevila und Callaghan 2008; Yildiz 2014: 64), die sich im obigen Zitat beobachten lässt. Dabei mutet der Vergleich mit Verkehrsregeln zunächst sehr harmlos an, da hier lediglich ein Unterschied zwischen zwei Regelsystemen festgestellt wird, die jedoch beide prinzipiell gleichwertig sind und den gleichen Anspruch auf Gültigkeit erheben können. Regeln guter wissenschaftlicher Praxis erscheinen somit primär als pragmatische Konventionen, deren Partikularität anerkannt wird. Eine eurozentrische Expansion im Sinne einer zwangsweisen Anwendung europäischer Regeln auf nicht-europäische Kontexte (zum Beispiel Mignolo 2002) wird vermieden. Die vordergründige Behauptung einer Gleichwertigkeit unterschiedlicher Kulturen entspricht dabei einer zentralen Behauptung des kulturellen Rassismus (Balibar 2007: 84; Taguieff 2001: 212). Wie in anderen kulturrassistischen Diskursen auch, wird hier jedoch eigentlich eine grundsätzliche Hierarchie der Kulturen zugrunde gelegt. Dabei werden „*die Benimmregeln*“ als ein moralisch zwingendes, universales Regelsystem aufgerufen, Verstöße erscheinen nicht mehr als Differenz, sondern als zu verurteilende Devianz. Als Geltungsbereich dieser Regeln wird nun der gesamte „*Kreislauf*“, mithin also die gesamte wissenschaftliche Publikationslandschaft beansprucht. Wie in der oben diskutierten Gleichsetzung von „im Westen“ mit „weltweit“ werden partikuläre westliche Regelsysteme unhinterfragt als universal gesetzt. An dieser Stelle wird ebenfalls deutlich, dass weniger kulturelle Differenz per se problematisiert wird, sondern dass es insbesondere der Kontakt zwischen unterschiedlichen Kulturen ist, der als kritisch bewertet wird. Es ist erst der Kontakt zweier Systeme, durch den Konflikte entstehen. Eine kulturell segregierte Wissenschaftslandschaft, in der der Westen eine unangefochtene Vormachtstellung einnimmt, tritt aus diesem Diskurs als ideale Ordnungsvorstellung hervor. In dieser impliziten Forderung nach einer klaren Trennung und Abgrenzung unterschiedlicher Kulturen zeigt sich abermals ein klassisches Motiv des kulturellen Rassismus (Balibar 2007: 84; Stolcke 1995: 4f.; Taguieff 2001: 212), der insbesondere den Kontakt zwischen Kulturen als Ursache von Konflikten und Chaos sieht.

Eine unhinterfragte Universalisierung westlicher Normen lässt sich insbesondere auch dort beobachten, wo als wissenschaftliche Normen und damit als Teil der Wissenschaftskultur rechtliche Regelungen und generellere ethische Überzeugungen genannt werden:

„Well, there are certain countries where, you know, the rules with regard to doing studies with animals are not that clear. There are countries even where, you know, even studies with humans [...], maybe you are aware of these reasons, controversial genetic manipulation of embryos, study done in China, where there were questions about the ethics. Well, according to the authors, they followed all the national rules for dealing with, you know, human embryos. Of course, we have to trust them. But that doesn't mean that people don't have questions about it. I mean, these studies might not have happened in Europe, because of our legal rules, ethical rules for dealing with these tissues and whatever.“ (Verlag 1: 194)

Der Verweis auf das moralisch stark aufgeladene Thema der Forschung an menschlichen Embryonen ruft dabei universelle Normen wie die allgemeinen Menschenrechte auf, die als unverrückbar gelten. Hier findet abermals eine Naturalisierung von Normvorstellungen statt, die mit einem spezifisch westlichen Hegemonieanspruch einhergeht. Gleichzeitig wird eine unüberbrückbare Differenz zwischen „uns“ und den „anderen“ geschaffen, die mit einer moralischen Abwertung der „anderen“ einhergeht. Ähnlich geschieht dies beispielsweise, indem Abweichungen von US-amerikanischen Regeln als „*schockierend*“ (Ombudsperson Universität 4: 115) beschrieben werden, oder chinesischen Wissenschaftler/-innen eine geringere „*Schamgrenze*“ (Ombudsperson Universität 5: 319) unterstellt wird.

An anderen Stellen werden den Wissenschaftler/-innen des globalen Südens nicht nur gänzlich andere Regeln, sondern eine generelle Unkenntnis von Regeln und Normen unterstellt. Hier wird ein Unterschied in den Normen mit dem völligen Fehlen von Normen gleichgesetzt, was abermals nicht nur als Ursache von Devianz, sondern auch als Rückständigkeit bezeichnet wird. In diesen Fällen wird auf die Notwendigkeit verwiesen, solche Forscher/-innen aufzuklären oder zu erziehen, bevor sie als vollwertige Mitglieder der Gemeinschaft am wissenschaftlichen Austausch teilnehmen könnten:

„[S]ome of the most recent issues that we've seen at our journal come from a specific type of research cultures, specific places within the globe, where there is a lot of pressure to publish. And I think that there is a need to raise awareness in terms of the culture of how science is done [...]“ (Zeitschrift 6: 105)

Durch den Verweis auf Erziehung wird ein Lehrer-Schüler-Verhältnis zwischen dem Westen und dem Süden konstruiert (Yildiz 2014: 62), das eine asymmetrische Machtverteilung impliziert und legitimiert. Die Erzählungen über die schockierenden Sitten und den generellen Sozialisationsbedarf fremder Wissenschaftskulturen bedienen sich somit klassischer (kultur)rassistischer Motive.

Ein weiteres Merkmal von Wissenschaftskulturen, wie sie innerhalb der Narration beschrieben werden, stellt eine gemeinsame Tradition dar. Wie auch Sprache wird diese Tradition als verbindendes Merkmal aller westlichen Länder gesehen, die in eine einzige Traditionslinie eingeordnet werden. Von dieser Traditionslinie wird die als anders beschriebene Wissenschaftskultur des globalen Südens abgegrenzt:

„Also man muss schon unterscheiden, zwischen den Wissenschaftstraditionen im Westen, sage ich mal in Anführungszeichen, die, die in einer äh- ... die also über lange Zeit sich ähnlich entwickelt haben und sagen wir mal Ländern, in denen es in der Wissenschaftskultur sich erst mal langsam entwickelt oder ... Also da gibt es schon Unterschiede, das würde ich schon ... das würde ich sagen, da gibt es ganz deutliche Unterschiede.“ (Zeitschrift 3: 137)

Mit der Tradition wird dabei abermals das Motiv der Rückständigkeit nicht-westlicher Wissenschaft aktualisiert. Ironischerweise wird gerade die Traditionalität westlicher Wissenschaft als Ursache und Garant für ihre Fortschrittlichkeit und Innovationsfähigkeit gesehen, während nicht-westliche Wissenschaftler/-innen als Neulinge mit Aufholbedarf erscheinen. In ihrer außergewöhnlichen Fähigkeit, Tradition und damit Vergangenheit in Fortschritt und damit Zukunft zu verwandeln, erinnert die westliche Wissenschaft insbesondere an das Heilsversprechen der Nation: „A feature of nationalist discourse that has generated considerable consensus is its Janus-faced quality. It presents itself both as a modern project that melts and transforms traditional attachments in favour of new identities and as a reaffirmation of authentic cultural values culled from the depths of a presumed communal past.“ (Kandiyoti 1991: 431)

Im Verweis auf Tradition, der beispielsweise auch durch die Erwähnung berühmter (europäischer) Wissenschaftler wie *Albert Einstein* (Förderorganisation 1: 90, Förderorganisation 2: 40, Ombudsperson Universität 5: 121), *Gregor Mendel* (Förderorganisation 2: 52, Ombudsperson Forschungsinstitut: 88) oder *Karl Popper* (Förderorganisation 2: 54, Zeitschrift 7: 69) erfolgt, deutet sich bereits die oben diskutierte Re-Naturalisierung kultureller Zugehörigkeit an. Mit der Andeutung einer europäischen wissenschaftlichen Traditionslinie oder eines europäischen kulturellen Erbes wird kulturelle Zugehörigkeit in der Wissenschaft ebenfalls als ein vererbtes Merkmal konstruiert, das gerade nicht erworben werden kann, weil es wie auch rassifizierende Klassifikationen auf den Körper abzielt. Diese Bindung von Zugehörigkeit an den Körper wird an einigen Stellen des Diskurses noch deutlicher geäußert:

„Das wissenschaftliche Verhalten eines Chinesen ist ein anderes als eines Deutschen. Das sollte ... obwohl es eigentlich von den Prinzipien her genauso sein, aber er [sic] sieht es anders. Und er hat es auch anders eintrainiert bekommen. Das ist jetzt also nicht mal wertend. Was mich auch interessiert momentan, das hat jetzt, ich bin eigentlich erst durch die Arbeit darauf gekommen, allgemein Wissenschaftssoziologie genauer anzusehen: Wie arbeiten eigentlich zum Beispiel Lateinamerikaner im Vergleich zu Europäern oder zu Amerikanern. Wie kommen sie überhaupt auf wissenschaftliche Schlussfolgerungen? Ist auch sehr unterschiedlich. Ich meine, das ist verwandt mit dem, was man früher gesagt hat, ja, der weibliche Ansatz ist je nachdem anders als ein männlicher Ansatz. Es ist ... es ist genau auf ähnlicher Ebene. Das sind sehr große Unterschiede.“ (Untersuchungskommission Universität 5: 316)

Hier wird die Zugehörigkeit zu einer Wissenschaftskultur mit der Zugehörigkeit zu einem Geschlecht gleichgesetzt, die in besonderer Weise als eine unumstößliche, verkörperte Zugehörigkeit gedacht wird. Kultur wird damit zu einem körperlichen Merkmal erklärt, das im Regelfall nicht gewechselt oder gewählt werden kann. Damit nähert sich der kulturelle Rassismus an dieser Stelle wieder den essentialistischen, biologistischen Grundannahmen von unterschiedlichen menschlichen Ethnien und Rassen an, die für den klassischen Rassismus kennzeichnend sind.

Fazit

Im Diskurs über wissenschaftliches Fehlverhalten kommt der Entwicklung von Ursachenerzählungen ein zentraler Stellenwert zu. Die Ausschlüsse, die durch einen in diesen Erzählungen konstruierten Generalverdacht gegen einzelne Gruppen erzeugt werden, bedienen sich dabei Motiven, Erzählmustern und Legitimationen aus (kultur)rassistischen Diskursen, sodass sich die Ausschlüsse dieser Diskurse gegenseitig überlagern, verstärken und reproduzieren. Als zentrale Merkmale von Kultur lassen sich Sprache, Normen und Traditionen rekonstruieren, die als gemeinschaftsstiftend begriffen werden und die innerhalb westlicher Wissenschaft als homogen, im globalen Süden jedoch als „anders“ gelten. Dabei wird diese Andersartigkeit vordergründig als neutrale Differenz beschrieben, die an sich noch keine Hierarchie beinhaltet, sondern lediglich die Notwendigkeit begründet, Kontakte zwischen unterschiedlichen Wissenschaftskulturen zu minimieren. Wie in Diskursen des kulturellen Rassismus ist es hier gerade der Kontakt zwischen als inkompatibel gedachten Kulturen, der angeblich Unordnung, Konflikt, Devianz und damit Fehlverhalten erzeugt. Gerade in Bezug auf wissenschaftliche Normen zeigt sich jedoch schnell, dass westliche Normen als universell gültig oder überlegen angesehen werden und von anderen Wissenschaftskulturen eine Anpassung erwartet wird. Trotz vordergründiger Gleichheitsbehauptungen lauern hier also westliche Hegemonieansprüche und die Vorstellung einer Hierarchie der unterschiedlichen Kulturen.

Weiterhin kann beobachtet werden, dass das Konzept der Kultur, wie es hier vertreten wird, eine Re-Naturalisierung kultureller Zugehörigkeiten beinhaltet. Durch die Einordnung von Kultur als Tradition, aber auch durch explizitere Verweise auf als körperlich gedachte Unterscheidungen wie Geschlecht, wird Kultur an die Körper ihrer Träger/-innen zurückgebunden und somit zu einem angeborenen, unveränderlichen Merkmal. Hier tut sich ein Widerspruch zwischen der Prämisse der Unveränderlichkeit kultureller Zugehörigkeit und der Forderung nach einer Anpassung an westliche Werte und Wissenschaftsstandards auf, durch die nicht-westliche Wissenschaftler/-innen in einen double bind gedrängt werden: Einerseits werden sie mit der Forderung konfrontiert, sich möglichst vollständig zu assimilieren, wobei der Vorwurf wissenschaftlichen Fehlverhaltens als eine Sanktion für mangelnde

Anpassungsbereitschaft gesehen werden kann. Andererseits jedoch gilt eine solche geforderte Anpassung letztlich als unmöglich, wodurch nicht-westliche Wissenschaftler/-innen in einer marginalen Position fixiert werden, die sie von der Teilhabe an Wissenschaft ausschließt. Auf Grundlage dieser Ausschließung erzeugt und verteidigt westliche Wissenschaft eine herausgehobene, privilegierte Erkenntnisposition, die sich in ihrer Begrenzung auf weiße, überwiegend männliche Wissenschaftler aus Europa und Nordamerika kaum von der wissenschaftlichen Republic of Letters des 17. und 18. Jahrhunderts (Mayhew 2005) unterscheidet.

Literatur

- Balibar, E. 1991: Racism and nationalism. In E. Balibar, I. Wallerstein (eds.), *Race, nation, class: Ambiguous identities*. London: Verso, 37–67.
- Balibar, E. 2007: Is there a neo-racism? In T. Das Gupta et al. (eds.), *Race and racialization: Essential readings*. Toronto: Canadian Scholars' Press, 83–88.
- Brons, L. 2015: Othering, an analysis. *Transcience*, Vol. 6, Issue 1, 68–90.
- Capdevila, R., Callaghan, J. E. M. 2008: 'It's not racist. It's common sense'. A critical analysis of political discourse around asylum and immigration in the UK. *Journal of Community & Applied Social Psychology*, Vol. 18, Issue 1, 1–16.
- Coupland, N. 1999: 'Other' representation. In J. Jaspers et al. (eds.), *Society and language use*. Amsterdam: John Benjamins Publishing, 241–59.
- Durrheim, K., Dixon, J. 2000: Theories of culture in racist discourse. *Race and Society*, Vol. 3, Issue 2, 93–109.
- Duster, T. 2005: Race and reification in science. *Science*, Vol. 307, Issue 5712, 1050–51.
- Fanon, F. 1969: *Toward the African revolution: Political essays*. New York: Grove Press.
- Fitzpatrick, P. 1995: Comment on Verena Stolcke. *Talking culture: New boundaries, new rhetorics of exclusion in Europe*. *Current Anthropology*, Vol. 36, Issue 1, 14–15.
- Garland, D. 1996: The limits of the sovereign state. *Strategies of crime control in contemporary societies*. *British Journal of Criminology*, Vol. 36, Issue 4, 445–471.
- Grieneisen, M. L., Zhang, M. 2012: A comprehensive survey of retracted articles from the scholarly literature. *PLoS ONE*, Vol. 7, Issue 10, e44118, <http://www.plosone.org/article/fetchObject.action?uri=info%3Adoi%2F10.1371%2Fjournal.pone.0044118&representation=PDF> (letzter Aufruf 06.09.2017)
- Gilroy, P. 2012: 'My Britain is fuck all' zombie multiculturalism and the race politics of citizenship. *Identities*, Vol. 19, Issue 4, 380–397.
- Goldberg, D. T. 1998: The new segregation. *Race and Society*, Vol. 1, Issue 1, 15–32.
- Hall, S. 1992: The West and the rest: Discourse and power. In S. Hall, B. Gieben (eds.), *Formations of modernity: Understanding modern societies, an introduction*. Cambridge: Polity Press, 275–331.
- Kandiyoti, D. 1991: Identity and its discontents: Women and the nation. *Millennium: Journal of International Studies*, Vol. 20, Issue 3, 429–43.
- Keller, R. 2007a: *Diskursforschung: Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. 3., Aktualisierte Auflage. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, R. 2007b: Analysing discourses and dispositifs. Profiling discourse research in the tradition of sociology of knowledge. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, Vol. 8, No. 2, <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/243> (letzter Aufruf 06.09.2017)

- Lentin, A. 2005: Replacing 'race', historicizing 'culture' in multiculturalism. *Patterns of Prejudice*, Vol. 39, Issue 4, 379–96.
- Maiwald, K. 2005: Competence and praxis: Sequential analysis in German sociology. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, Vol. 6, No. 3, <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/21> (letzter Aufruf 06.09.2017).
- Mayhew, R. 2005: Mapping science's imagined community: Geography as a republic of letters, 1600-1800. *The British Journal for the History of Science*, Vol. 38, Issue 1, 73–92.
- Mignolo, W. D. 2002: The geopolitics of knowledge and the colonial difference. *South Atlantic Quarterly*, Vol. 101, Issue 1, 57–96.
- Müller-Wille, S. 2014: Race and history: Comments from an epistemological point of view. *Science, Technology & Human Values*, Vol. 39, Issue 4, 597–606.
- Rattansi, A. 2011: Race's recurrence: Reflections on Amin's 'The remainders of race'. *Theory, Culture & Society*, Vol. 28, Issue 1, 112–28.
- Shapin, S. 1994: *A social history of truth: Civility and science in seventeenth-century England*. Chicago: University of Chicago Press.
- Skinner, D. 2006: Racialized futures. *Biologism and the changing politics of identity*. *Social Studies of Science*, Vol. 36, Issue 3, 459–88.
- Stolcke, V. 1995: Talking culture: New boundaries, new rhetorics of exclusion in Europe. *Current Anthropology*, Vol. 36, Issue 1, 1–24.
- Stone, D. 1989: Causal stories and the formation of policy agendas. *Political Science Quarterly*, Vol. 104, Issue 2, 281–300.
- Strathern, M. 1995: Comment on Verena Stolcke. *Talking culture: New boundaries, new rhetorics of exclusion in Europe*. *Current Anthropology*, Vol. 36, Issue 1, 16.
- Taguieff, P. 2001: *The force of prejudice: On racism and its doubles*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Viehöver, W. 2011: Diskurse als Narrationen. In R. Keller et al. (Hg.), *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. 1. Theorien und Methoden*. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 193–224.
- Volpp, L. (1996): Talking 'culture': Gender, race, nation, and the politics of multiculturalism. *Columbia Law Review*, Vol. 96, Issue 6, 1573–1617.
- Wallerstein, I. (Hg.) 1996: *Open the social sciences: Report of the Gulbenkian Commission on the restructuring of the social sciences*. Stanford: Stanford University Press.
- Yildiz, E. 2014: *Die weltoffene Stadt: Wie Migration Globalisierung zum urbanen Alltag macht*. Bielefeld: transcript.